

10.

P l e s s e
bei Göttingen.

Da droben auf jenem Berge,
da steht ein altes Schloß,
wo, hinter Thoren und Thüren,
sonst lauerten Ritter und Roß.

v. Göthe.

17
I. 1. 1. 1.
von ...

...
...
...

Die ...
...
Berg, ...
...
den und
und ...
Gebirg
...
nicht sel
über ni
...
...
umgebe
...
Berg
einen
abge
Brück
noch
von ...

P l e s s e.

Die Ruinen dieses Schlosses liegen anderthalb Stunden nordwärts von der Universitätsstadt Göttingen. Der Berg, welcher sie trägt, und der Plesserberg heißt, ist ein vorspringendes Vorgebirge, das gegen Süd-Osten, Süden und Westen mehr oder weniger steil abgeschnitten ist, und nur gegen Norden und Nord-Osten mit dem übrigen Gebirge, zu welchem es gehört, zusammenhängt. Die steilsten Abhänge waren bloß untermauert, damit sie sich nicht selbst dossiren möchten. Die weniger steilen waren aber nicht nur untermauert, sondern auch an ihrem obersten Rande mit hohen, mehr als fünf Ellen dicken Mauern umgeben, wovon man noch Reste sehen kann. Die nördliche und nordöstliche Seite der bebaueten und befestigten Bergspitze war von dem Körper des Gebirgs zuerst durch einen breiten, tiefen und wahrscheinlich trockenen Graben abgesondert. Ueber ihn führte gegen Nordosten eine Zugbrücke in das erste Thor der Burg, dessen Mauern man noch sieht. Alte Leute können es sich noch entsinnen, daß von der Brücke Pfeiler standen, jetzt ist aber keine Spur

mehr davon vorhanden. Dieß Thor war ein Theil der äußersten Mauer, welche am innern Rande des Grabens hergezogen war. Die beträchtlichen Ueberbleibsel derselben werden gewiß noch Jahrhunderte dauern.

So wie man das erste Thor hinter sich hat, entdeckt man gleich, daß das Schloß auf einem natürlichen Hügel lag, der aus der obersten Fläche des Berges hervorsteigt. Man verfuhr mit ihm eben so, wie mit den äußern Umriffen des Berges, nemlich: man untermauerte ihn, wo er weniger steil und ersteiglich war. Der freie Platz zwischen der innern und äußern Burgmauer war beträchtlich. Jetzt bemerkt man noch in ihm viele kleine Anhöhen und Thäler, wie Grabhügel. Von diesem Plage war in die eigentliche Burg kein anderer Eingang, als durch ein festes und hohes Gebäude, das den Herren von Ludolphshausen, als Plessischen Burgmännern, gehörte. In einer Mauer dieses Hauses fand man vor zwölf oder vierzehn Jahren einen kleinen Kindersarg, der noch unverweste Knochen enthielt. Hinter dem Hause stand das Brunnenhaus über einem tiefen in Felsen gehauenen Brunnen, aus dem das Wasser vermittelst eines großen Rades heraufgetreten wurde. Dieses Geschäft erforderte täglich mehrere Menschen, welche es zur Frohne verrichten mußten. Die Klage über die Beschwerlichkeit desselben war allgemein, und späterhin wurde deshalb eine Maschine angelegt, vermöge deren man es mit geringer Mühe herauschaffte. Noch vor fünf und zwanzig Jahren war der Brunnen so tief, daß, wenn man einen Stein hineinwarf, dieser durch

das

das Anschlagen an die Wände desselben ein starkes Getöse verursachte, bevor er auf den Grund gelangte. Jetzt ist er aber durch das beständige Hineinwerfen von Steinen größtentheils damit angefüllt worden. In der umliegenden Gegend glaubt man noch, daß vordem ein unterirdischer Gang von dem Brunnen in die innere Burg geführt habe. Diese Sage scheint nicht unwahrscheinlich zu seyn, da man im Burgplatze mehrere Stellen findet, die bei starkem Auftreten einen dumpfen Ton von sich geben, als wären sie unterminirt.

Der Eingang in die innere Burg war allem Ansehen nach an eben der Stelle, wo man noch jetzt nicht ohne Mühe hinaufzugehen pflegt, in der Nähe des hohen Wartthurms, welcher in den letzten Zeiten der Herren von Plesse zu einem Gefängnißthurm gebraucht wurde. Das Thor und die Mauer, die den innern Burghügel gegen Süden einfassen, sind verschwunden. Bloß die Mauer, die den Fuß des Hügel schützte, und bis an den westlichen Rand des Berges lief, ist noch vorhanden. Man geht durch die Thür oder Oeffnung, die sich noch jetzt in dieser Mauer befindet, wenn man nach Eddigehausen durch den schönen Wald hinabsteigen will, der den Plesserberg gegen Nordwesten deckt.

Der innere Hügel enthielt, mit Ausnahme der bisher genannten Häuser, alle übrige Gebäude und Thürme, welche die Burg ausmachten. Unter den beiden noch vorhandenen Thürmen ist der gegen Süden der höchste, so wie der gegen Norden der dickste. Jener diente ursprüng-

lich zu einer Warte, dieser zur Aufbewahrung des Archivs und der Schätze des Hauses. Jener hatte einen ordentlichen Eingang an der Erde, dieser nur eine einzige Oeffnung 30 bis 35 Fuß über der Erde, zu welcher und aus welcher man nicht anders als auf Leitern kommen konnte. Jener ist gegen Süden und Westen durch Wind und Wetter so weit eingefressen, daß dem Anscheine nach sein Einsturz nicht weit mehr entfernt seyn kann; dieser war vor 25 Jahren noch ganz unversehrt, eine kleine Oeffnung ausgenommen, die unter dem obersten, aus Quadern bestehenden, Gesimse an der Südseite entstanden war. Das Gesimse war noch ganz vollständig, nur schien der Stein, der über der Oeffnung hing, so lose zwischen seinen nächsten Nachbarn zu werden, daß, wenn man ihn eine Zeit lang ansah, man Bedenken trug, sich dem Fuße des Thurms zu nähern, aus Furcht, der Stein möchte herabfallen. Und doch saß er so fest, daß er weder durch Kugeln, die man gegen ihn abschoss, noch durch die heftigsten Winde bewegt werden konnte. Vor einigen Jahren aber riß ein Blitzstrahl nicht nur ihn und mehrere seiner Nachbarn, sondern auch einen beträchtlichen Theil der obern Mauer nieder, und spaltete zugleich die oberste Hälfte des Thurms an mehrern Stellen. Dreißig Fuß von der Erde aus ist der Thurm aus lauter gehauenen Steinen aufgemauert; der übrige wohl zweimal so hohe Rest besteht aus dicken Bruchsteinen, die durch einen Kalkguß mit fast unzerstörbarer Festigkeit verbunden sind. Die Dicke der untern Mauer kann man nicht bestimmen. Sie

war aber gewiß so fest, daß sie durch die sonstigen Belagerungsmaschinen nicht erschüttert werden konnte. Einen sehr angenehmen Effekt machen die Wipfel eines Baumes, die aus dem Thurme hervorragen. In der Ferne scheinen sie Gebüsch, aber es sind die höchsten Aeste von zwei sehr großen, starken Bäumen, die aus den über dem untersten Gewölbe des Thurms zusammengehäuften Trümmern vielleicht länger als ein Jahrhundert unsichtbar aufgewachsen sind, bis sie sich mit ihren Kronen über den Rand des Thurms erhoben. Die Wurzeln dieser Bäume liegen tiefer als der Eingang, durch welchen man vormals in den Thurm kam, und durch welchen ein neugieriger, aber zuverlässiger Bewohner der Gegend das Daseyn der beiden Bäume entdeckt hat.

Der plessische Chronikenschreiber, Johann Lezner, erzählt, daß man zu seiner Zeit die Jahrzahl 963, als das Jahr der Erbauung dieses Thurms, in einen Stein gehauen, gelesen habe. Wenn er richtig las, und die Jahrzahl auch wirklich von den Erbauern des Thurms eingehauen wurde, so trifft man schwerlich auf irgend einer Ruine Deutschlands einen so gut erhaltenen Thurm von gleichem Alter an. Man muß um so mehr seine überaus dauerhafte Bauart bewundern, wenn man bedenkt, daß ihm schon im Jahre 1542 Dach und Spitze genommen wurden. Dietrich von Plesse glaubte nemlich, daß der Thurm seinem Schlosse in den damaligen unruhigen Zeiten sehr gefährlich werden könne, wenn es belagert werden sollte; er ließ daher Dach und Spitze abbrechen, bereuete

es aber nachher oft, als er sah, daß Regen und Schnee die festen innern Gewölbe ruinirten.

Unter den übrigen Gebäuden, welche vordem den obersten Hügel von Plesse einnahmen, waren diejenigen die ältesten, welche an der südöstlichen Seite standen, und das alte Steinhaus hießen. Alle andere Gebäude, deren Ruinen man beim Aufgange auf die Burgstätte links und rechts gegen den dicken Thurm hin erblickt, wurden ersten 1475, 1485, oder gar erst 1554 erbauet. Im Jahre 1485 ließ Moritz von Plesse die Kirche, an der noch das Plessische Wappen sichtbar ist, erbauen, und im Jahre 1554 wurde das ganze Schloß ausgebessert und aufgeführt.

Seit funfzehn Jahren haben sich die Ruinen der Plesse merklich vermindert; denn leider brach jedermann nach Belieben die brauchbaren Steine ab, und führte sie fort. Jetzt ist diesem Unfuge aber durch strenge Verbote gesteuert, und man muß hoffen, daß sie befolgt werden, sonst möchte man fast wünschen, daß die Erzählung eines angesehenen Mannes in dem Dorfe Eddigehausen allgemeinen Glauben fände. Er erzählt nemlich, daß er einst an einer Mauer auf der Plesse gearbeitet habe, um Steine loszubrechen: da sey ein so seltsames unerklärbares Geräusch um ihn her entstanden, daß er fast alle Besinnung verloren, und so schnell, wie er gekonnt, hinweggeeilt wäre, ohne die Wohnung der alten Plesser je wieder zu stören.

Man mag die Ruinen von Plesse ansehen, aus welchem Gesichtspunkte man will, so kündigen sie immer den ehrwürdigen Wohnsitz eines mächtigen Geschlechts an, das von dieser Feste aus Jahrhunderte lang bald Segen und Glück, bald Raub, Mord und Brand über die umliegende Gegend verbreitete. Wandelt man unter ihnen herum, so wird man bald von der Dauerhaftigkeit und Schwierigkeit der in unbekanntenen Zeiten aufgeführten Werke, bald von den mannichfaltigen Formen und Farben der Ruinen getroffen, welche Farben nicht bloß durch die Verschiedenheit der Materialien, sondern auch durch die verschiedenen Grade und Wirkungen der Verwitterung hervorgebracht, und durch das unaufhörliche Spiel von Schatten und Licht ins Unendliche vervielfältigt werden. Hier ziehen das Auge wunderbare Spalten alter Gemäuer an sich, die dadurch gänzlich zerrissen scheinen, und doch noch zusammenhängen; dort noch seltnerne Neigungen von einzeln stehenden Trümmern, die schon viele Jahre lang den Einsturz drohen, und als Muster schöner Ruinen dienen könnten. Lieblich und malerisch zieren Bäume, Stauden und Blumen alle Mauern. Selten ist die baumartige Haselstaude, welche man zur rechten Hand sieht, wenn man den schmalen Gang neben dem verschütteten Brunnen zurückgelegt hat. Ehrwürdig aber ist die königlich schöne Linde, welche gewiß noch die Hände eines edeln Ritters an den Rand des westlichen Abgrundes pflanzten, die schon seit Jahrhunderten allen Stürmen trogte, und von jedem Ungewitter verschont blieb. Unter ihr genießt man die

weiteste Aussicht, und ist gegen Wind und Sonne geschützt. Nicht leicht mag es wohl irgendwo einen Baum geben, unter welchem so viele Männer von großem Geiste und edelm Herzen, so viele Männer aus allen Theilen Europa's — denn wer hätte in Göttingen studirt, und die Plesse nicht besucht — geruht haben, als unter dieser Linde. Wenn einer ehernen Tafel ihre Namen anvertraut worden wären, so würden unsere Nachkommen nach ihr wallfahrten, um die heilige Stätte zu segnen. In Ermangelung einer ehernen Tafel findet man dagegen alle Wände, Mauern und Bäume mit Namen, bedeutend und unbedeutend, angefüllt; und wem es sonst Unterhaltung ist, solche mit scherzhaften und geistlosen Bemerkungen verwebte Register zu lesen, der findet hier seine Rechnung.

Ueberraschend sind beim Hinaufsteigen zu den Ruinen die ersten Blicke auf das Dorf Eddigehausen, das man auf einmal allein und in großer Tiefe liegen sieht. Auf der Zinne des Berges selbst blickt man auf eine liebliche Landschaft, auf einen der größten, fruchtbarsten und am meisten bevölkerten Abschnitte des alten Leinegau's, der gegen Westen durch mehrere Ketten von Hügeln und Bergen begrenzt wird. Das zur linken Hand hervorspringende Gebirge hemmt den Blick in die südlichen Thäler, daher man auch Göttingen nicht sehen kann. Gegen Norden hat man eine freie Aussicht bis hinter Einbeck, und zählt gegen dreißig Dörfer.

Der Plefferberg ist für den Botaniker eben so wichtig, als für den Künstler und Freund der Natur. Weit und breit erzeugt kein anderes Gebirge so viele seltene Pflanzen, als dieser.

Die Zeit der ersten Bebauung des Berges Plesse ist unbekannt, so wie der Ursprung des edeln Geschlechts dieses Namens ungewiß ist. Er war so günstig über einem fruchtbaren Thale und nahe an einer großen Landstraße gelegen, daß man annehmen kann, er sey in den ersten Zeiten, in welchen Bergschlöffer angelegt wurden, besetzt. Die erste Nachricht, welche man von dem Schlosse und der Herrschaft Plesse in Geschichtschreibern und Urkunden findet, steht in dem Leben des heiligen Meinwerk, der von seinen Anverwandten und seinem Freunde, Kaiser Heinrich II., im Jahre 1009 zum Bischof von Paderborn ernannt wurde. Während seiner Regierung erhielt er Plesse und Höckelheim sammt den damit verbundenen Gütern als sein Eigenthum, und übergab sie späterhin dem Hochstift Paderborn. Wie und wann aber dieses Stift die wichtige Herrschaft Plesse verlor, und weß Standes oder welches Ursprungs die Herren von Plesse, welche man vom eilften Jahrhundert an im freien Besiß ihres Schlosses und ihrer Herrschaft findet, waren, das sind unzubeantwortende Fragen. Man mag annehmen, daß bei dem Leben oder nach dem Tode des Bischofs Meinwerk die Herren von Plesse, oder die Herren von Höckelheim, oder die letzten Grafen von Winzenburg die ersten Besißer des

Schlosses gewesen sind, so ist in allen diesen Fällen nicht die geringste Spur vorhanden, woraus man darthun könnte, wie die Einen oder die Andern zum Besitze der Herrschaft Plesse gelangt sind. Im Jahre 1192 trat Bischof Bernhard II. von Paderborn das Schloß Plesse und das Dorf Eddigehausen gegen gewisse erledigte Reichslehen an Kaiser Heinrich VI. ab, als wenn beide bis dahin weder von den Plessern, noch von den Höckelheimern oder Winzenburgern besessen worden wären. Wenige Jahre nachher reuete den Bischof der Tausch. Er brachte es daher bei dem Kaiser dahin, daß derselbe wieder vernichtet ward, und das Stift das Schloß, nebst den dazu gehörigen Gütern, wieder erhielt. Dieser Rückgabe ungeachtet, nahmen die Plessen, die schon lange im Besitze des Schlosses waren, ihre Herrschaft nie vom Stifte zu Lehen, und das Stift machte auch nie die geringsten Ansprüche an das Schloß und die Herrschaft Plesse. Es bleibt daher ein historisches Räthsel, wie das Stift die Herrschaft Plesse verlor, so wie es auch unmbglich ist, anzugeben, woher das Geschlecht der Herren von Plesse entsprungen ist. Die wahrscheinlichste Meinung über die letztere Frage ist wohl die, daß die Plessen Agnaten und Erben des heiligen Meinwerk gewesen sind. Alsdann läßt es sich auch begreifen, wie sie sich von des Bischofs vornehmsten Stammgütern Plesse und Höckelheim, geschrieben haben, und im 11ten, 12ten und den folgenden Jahrhunderten im ungestörten Besitze derselben gewesen und geblieben sind. Sie schrieben sich immer edle Herren von

Plesse, welcher Titel ihnen auch beständig von den Herzögen von Braunschweig, Landgrafen von Hessen und andern Fürsten ertheilt ward.

Im Jahre 1447 trugen sie ihr Schloß und Herrschaft Plesse mit allem Zubehör dem Landgrafen Ludwig von Hessen zu Lehn an, und empfangen sie von ihm als erbliche Mannlehn wieder. Wahrscheinlich thaten sie dieß aus Furcht vor den benachbarten Herzögen von Braunschweig. Am 22sten Mai 1571 starb das Geschlecht der Plesser mit Dietrich VI. aus. Hessen besetzte das Schloß, nahm die meisten und wichtigsten Güter der Plesser in Besitz, gerieth aber deshalb mit Braunschweig, welches Ansprüche an verschiedene Stücke machte, in Streit. Ob nun gleich diese Streitigkeiten durch das Kammergericht in Speier geschlichtet werden sollten, so geschah es doch nicht, und es kam daher zwischen beiden Theilen oft zu unangenehmen Thätlichkeiten. Landgraf Wilhelm bestellte gleich nach der Besitznehmung Eckbrechten von der Malzburg zum ersten Drost auf dem Schlosse Plesse, das noch im Jahre 1578 eine Besatzung von 300 Hakenschützen erhielt, um den Plesser Wald gegen die Braunschweigischen Förster zu vertheidigen. Der Streit ist indessen nie geschlichtet worden, noch ein Spruch darin geschehen. Hessens Kassel, und zwar die Nebenlinie Rothenburg, war bis jetzt im Besitz der Herrschaft Plesse, und trat sie erst in unsern Tagen tauschweise an Hannover ab.

Ob das Schloß Plesse durch Gewalt zerstört, oder nach und nach verlassen ward, und hierdurch verfiel, ist

mir nicht bekannt. Aber ein wunderbares Märchen kenne ich noch, das ich hier nicht unerzählt lassen kann. Es ist kein altes, aus grauen Zeiten herstammendes, sondern ein kaum funfzig Jahre altes. Ein dickes Buch ist darüber geschrieben worden, das im Jahre 1770 erschien, und den Titel führt: „Wunderbare Begebenheit, welche sich mit einem Göttingischen Studenten auf dem alten Schlosse Plesse zugetragen hat.“ Aus diesem soll hier das Märchen, oder vielmehr die wahre Geschichte — denn der Verfasser, der selbst der Held der Begebenheit war, läßt sich's nicht abstreiten, daß ihm alles wirklich und wahrhaftig begegnet sey — kurz erzählt werden.

Im Herbst des Jahres 1743 besuchte ein Student aus Göttingen — sein Name ist unbekannt geblieben, wir wollen ihn daher Hans Kurt taufen — die Ruinen der Plesse. Er war allein, und als er sich genug umgesehen hatte, warf er sich auf den Rasen hin, und las. Zwei bis drei Stunden mochte er gelesen haben, als er mit einem Male einen ganz überaus angenehmen Geruch spürte, den er mit keinem ihm bekannten Geruche vergleichen konnte. Verwundernd sah er sich überall um, sann nach, woher der liebliche Duft wohl kommen möchte, fühlte aber zugleich eine unbezwingbare Neigung zum Schlaf, der er auch unterlag. Aus diesem erweckte ihn nach einigen Stunden ein heftiger Donnerschlag. Er richtete sich erschrocken auf, fühlte starken Regen, sah aber vor dicker Finsterniß nicht seine Hand. Ehe er seine Gedanken sammeln konnte, glaubte er blind geworden zu seyn; aber ein

Bliß überzeugte ihn vom Gegentheil, und ließ ihn auch
 sehen, daß er sich noch unter den Ruinen der Plesse be-
 fände, wo er an sieben Stunden lang geschlafen hatte.
 Das Wetter war entsetzlich: es stürmte, regnete, und ein
 unaufhörlicher Donner rollte über dem Haupte des armen
 Menschen, der nicht wußte, wo aus noch ein. Damals
 war noch mehr Gottesfurcht unter den Studenten, als
 jetzt; die Wunder des alten Testaments waren noch nicht
 von den Kathedern wegdisputirt, und wo ein Musensohn
 jetzt flucht und renommirt, da betete er sonst mit Ergebung
 und Zuversicht. Kurt warf sich daher in seiner Angst nie-
 der, betete und flehte um Hülfe und Rettung. Sie er-
 folgte. Denn als er sich wieder aufgerichtet hatte, sah
 er ein Licht auf sich zukommen, das der Sturm bei aller
 seiner Heftigkeit nicht auslöschen konnte, und das ein klei-
 nes altes Männchen mit einem langen Barte trug. Diese
 Erscheinung erregte bei dem durchnästen Hans Kurt doch
 etwas Furcht; allein das Männchen redete ihn liebevoll
 an, er möchte sich nicht fürchten. Gott, dessen Hülfe er
 angefleht, habe ihm durch seinen Großvater anbefehlen
 lassen, aus der Tiefe der Erde heraufzusteigen, um ihn
 in Sicherheit zu bringen; er möchte ihm daher nur folgen.
 Sie gingen nach dem Brunnen. In diesem befand sich
 ein Gerüst, auf das sie traten. Sanft senkte es sich hinab
 in den Brunnen bis auf den Spiegel des Wassers, wo es
 still stand. Jetzt fragte ihn das Männchen, ob er hier
 bis zu Anbruch des Tages verweilen, oder ihm in das In-
 nere der Erde folgen, und da die Werke des Schöpfers

bewundern wolle? und Kurt, der wieder Muth bekommen hatte, wählte das Letztere.

„Aber,“ fragte er seinen Begleiter, „wenn du mich zu andern Geschöpfen führst, wie habe ich mich da zu benehmen?“

„Ich will dir schon von Zeit zu Zeit sagen, was du zu thun hast; nur sey nicht vorwitzig, und frage nicht nach allem; rede überhaupt wenig. Du kommst zu einem Volke, das wegen seiner Verschwiegenheit „das stille“ heißt, das gut und dienstfertig gegen die Menschen ist, das aber, wenn man es beleidigt, sein Vieh dafür plagt. Eigentlich haben sie gar keine Gemeinschaft mit den Menschen auf der Erde, da sie ein unterirdisches Geschlecht sind, und wenn sie Verrichtungen auf der Oberwelt haben, so geschehen solche nur des Nachts.“

Kurt war ein belesener Mann seiner Zeit: daher fiel ihm hierbei gleich ein, daß Paracelsus von solchen Geschöpfen ein Buch geschrieben habe, worin er meynet, daß sie nicht von Adam abstammten, zwar keine Geister wären, indem sie Fleisch und Blut hätten, aber sich unsichtbar machen, und durch die Luft, so wie durch Felsen und verschlossene Thüren gehen könnten. Indem er sich mit diesem Gedanken unterhielt, folgte er schweigend seinem Führer durch einen Seitengang, der für diesen gerade recht, für ihn aber so niedrig war, daß er immer gebückt gehen mußte. Diese beschwerliche Stellung, und eine dumpfige feuchte Luft hatten ihn nach einer halben Stunde so abgemattet, daß er nahe daran war, ohnmächtig zu werden.

Aber in diesem Augenblicke traten sie aus dem Gange, und übersahen eine große Landschaft, in welcher mehrere Dörfer lagen. Sie wurde von einer Helligkeit erleuchtet, die unserer Morgen- oder Abenddämmerung gleich, und war mit Bäumen, Stauden und Erdfrüchten aller Art bebaut.

Nach einiger Ruhe bei einem rauschenden Wasser gingen sie auf einer schön geebneten Straße, worauf es weder ein Zoll- noch Chausseehaus gab, zwei Stunden lang fort. Endlich kamen sie zu Wohnungen, die von chinesischer Bauart, klein und niedrig, aber mit solchen schönen Farben bemalt waren, von denen wir gar keine Vorstellung haben. Sie gingen in eine der schönsten, wo viele kleine Leute beiderlei Geschlechts, des Männchens Kinder, versammelt waren. In einem überaus schön verzierten Saale fand Kurt auf fünf Stühlen zwei sehr alte Männerchen und drei eben so alte Weiberchen sitzen. Er mußte sich auch setzen, und das Männchen stellte ihn den Uebrigen als einen stillen, sittsamen Menschen vor, der ihm willig gefolgt sey. Man hieß Kurten freundlich willkommen, und der Älteste davon sprach zu ihm:

„Fremdling! durch sonderbare Offenbarung ist mir deine Gefahr auf dem Hause Plesse wissend, und der Befehl worden, dich in Sicherheit zu bringen. Ich schickte daher meines Sohnes Sohn ab, dich hierher zu führen, und es freut mich, daß du ihm ohne Furcht gefolgt bist. Es soll dir kein Leid widerfahren, und du sollst, wenn es oben wieder Tag wird, sonder Gefahr auf das Haus Plesse zurückgeleitet werden. Amen!“

Alle neigten sich bei diesen Worten, als wollten sie sagen: der da spricht ein wahres Wort. Kurt aber bedankte sich für diese Versicherung, und sagte den kleinen Herren viel Liebes und Gutes über ihre Sorgfalt und freundliche Aufnahme.

Jetzt trat ein holdes Mägdelein in den Saal. Sie war so klein, wie bei uns gewöhnlichen Menschen ein Kind von sechs Jahren zu seyn pflegt, aber dabei völlig ausgewachsen und mannbar. Mit einer lieblichen Miene ladete sie die Anwesenden zur Mahlzeit, welche im Nebenzimmer bereitet sey, ein. Alle erhoben sich zugleich, und baten den Hans Kurt, ihnen zu folgen.

Der Hunger plagte diesen zwar ziemlich, aber er traute den kleinen Männerchen nicht recht, und schlug daher die Einladung unter dem Vorwande, daß er in der Nacht nicht essen könne, ab. Sein Führer gab ihm aber durch einen Wink zu verstehen, daß er mitgehen müsse; und so folgte er auch.

Auf der Tafel standen zwar nur drei Gerichte, sonst aber war sie fürstlich aufgedeckt. Das Tafeltuch war außerordentlich fein. Man sagte ihm, es sey aus Amiantstein gewebt, und werde, wenn es schmutzig wäre, nicht durch Wasser, sondern durch Feuer wieder gereinigt. Die Schüsseln, Teller, Löffel, Messer, kurz alles Geräthe auf dem Tische, war von gediegenem, auf's schönste polirtem Silber, und bei jedem Gedeck stand ein prächtig gearbeiteter goldener Becher mit Getränk gefüllt.

Kurt hatte sich nun zwar mit dem Vorsatze, nichts zu essen, hingesezt, aber der liebliche Duft der Gerichte überwältigte seine Besorgnisse. Er aß und ließ sich's trefflich schmecken. Bei der zweiten Schüssel ergriff das älteste Männchen seinen Becher mit den Worten:

„Gelobt sey Gott, der uns dieß Wasser zur Labung und Erquickung bescheert hat.“ Die Uebrigen antworteten darauf: „Er sey gelobt.“

Ein jeder trank, Kurt aber nicht. Er wollte wenigstens versuchen, ob er es umgehen könne; denn das Getränk hatte eine ihm unbekannt verdächtige Farbe. Allein, von Allen dazu aufgefordert, mußte er sich doch überwinden und den Becher ergreifen. Lieblicher und labender hatte ihm lange nichts geschmeckt, und voll Verwunderung rief er aus: „Ei, welch köstliches Getränk! — Davon müßt ihr mir das Rezept geben.“

Die kleine Schöne neben ihm lachte und sprach: „das quillt ja aus der Erde, das machen wir ja nicht.“

„Da seyd ihr glückliche Menschen,“ rief Kurt aus, wir müssen unsere Getränke erst durch Kunst und Mühe bereiten.“

„Ich sehe wohl,“ fiel der Alte ein, „du bist auch von dem Fehler ergriffen, den ihr Obermenschen alle habt. Die Wohlthaten Gottes erkennt ihr nicht, habt nie genug, und wünscht euch immer andere. Ihr habt vortrefflichen Wein, den ihr freilich nicht immer mit Vernunft genießt; euch beleuchtet die wärmende Sonne am Tage, Nachts der Mond und ein Sternenhimmel, Dinge, die wir ganz

entbehren müssen, weshalb wir euch aber doch nicht beneiden. Denn wir genießen bei einer großen Mäßigkeit einer beständigen Gesundheit, und werden, wie du an mir siehst, sehr alt. Bei unserer Friedfertigkeit leben wir ohne Verdrießlichkeiten, ohne Prozesse, ohne Kriege. Keiner will der Reichste, der Erste, der Bornehmste seyn. Keiner unterdrückt den Andern, keiner will herrschen, keiner erobern. Der Älteste in jeder Familie ist der Regent derselben, das heißt, er geht mit Rath und That der Familie zur Hand, ermahnt den Verirrten, und lenkt ihn mit Güte und Sanftmuth zurecht."

„Wie glücklich seyd ihr Menschen," rief Kurt voll Bewunderung aus, „ihr lebt ja wahrlich wie im Paradiese!"

„Wir leben glücklich," fuhr der Alte fort, „aber ganz ohne Ungemach sind wir nicht. Was wäre auch ein Leben ohne Ungemach! Es giebt bei uns eine Art Geschöpfe, die halb Menschen und halb scheusliche Schlangen sind. Sie leben in den Felshöhlen, und bekriegen uns oft in großen Schaaren. Mit Mühe nur treiben wir sie zurück in die Klüfte, und mancher von uns büßt sein Leben dabei ein. Wir haben es vielfältig versucht, uns mit ihnen zu versöhnen, haben ihre Verwundeten gepflegt und geheilt; aber kaum sind sie hergestellt, so springen sie davon, und überfallen alsdann mit verstärkter Macht gerade die Wohnungen ihrer Pfleger am ersten. Da diese Schlangemenschen mehr Thier als Mensch und fast ohne Vernunft sind, so sind auch alle solche Bemühungen, sie uns geneig-

ter zu machen, bis jetzt vergebens gewesen, und uns bleibt keine Hoffnung, sie zu ändern. Wir müssen in steter Furcht vor ihnen leben, und immer gegen sie gerüstet seyn.

Bei diesen Worten ließ sich vor der Thür ein starker Ton hören, als bliese jemand dreimal in ein Horn. Die ganze Versammlung fiel auf ihre Knieen, und betete leise. Dieß war das Zeichen, daß der Abend anbreche, und gleich darauf wurden auch Lichter auf großen silbernen Leuchtern hereingebracht. Alle begaben sich wieder in das andere Zimmer.

Kurten gefiel es je länger je mehr unter diesen unterirdischen kleinen Menschen. Er vergaß sein Ungemach auf der Plesse, und dachte nicht an Göttingen. Sich hier einige Wochen aufzuhalten, alles auf dieser neuen Erde recht genau zu besehen, hatte er schon beschlossen, und eben wollte er bitten, ihn in ihren Gärten herumzuführen, als das alte Männchen sprach:

„Gott, der nach seinen unerforschlichen Fügungen gewollt hat, daß du zu uns hast kommen sollen, will jetzt, daß du wieder auf die Oberwelt zurückkehrst, denn bei uns bricht der Abend, bei euch aber der Tag an, und das Ungewitter ist vorüber. Wohl an, so gehe denn, vergiß nicht, was du hier gesehen hast, und laß dir die Erinnerung daran immer eine Aufforderung mehr seyn, den Gott, den wir Beide verehren, zu preisen. Meine Kinder werden dir einige Kleinigkeiten zustellen, die bei euch Menschen

Werth haben, und die du als ein Andenken an deinen hiesigen Aufenthalt betrachten magst. Reise wohl, und lebe glücklich!"

Kurt stand da, wie aus den Wolken gefallen. Er wollte gar nicht fort, und sollte doch. Er wollte sich erst recht umsehen, und man hieß ihn gehen. Was ist das für eine Lebensart bei den Leuten, dachte er; und nur die Furcht vor ihnen, da er sich in ihrer Gewalt befand, so wie die Geschenke, die er haben sollte, hielten ihn zurück, seine Gedanken nicht unumwunden zu erkennen zu geben. Auch machte er keinen Versuch, um Aufschub seiner Abreise zu bitten, sondern einige stumme Verbeugungen, und folgte verdrießlich seinem ersten Führer.

Aus dieser übeln Stimmung wurde er aber wieder auf eine überraschende Weise geweckt. Er wurde nemlich in eine Kammer geführt, wo Gold- und Silberkörner von der Größe unserer Erbsen in hohen Haufen aufgeschüttet waren, und große Tafeln, worauf Diamanten, Saphire, Hyacinthe, und andere edle Steine in unglaublicher Menge und Größe, und auf's köstlichste geschliffen, ihn anblitzten. Kurt war Kenner solcher Steine, und da lachte ihm freilich das Herz im Leibe, als er die unschätzbare, unbezahlbare Menge erblickte, von denen er schon seine Taschen angefüllt sah. Das kleine Männchen schenkte ihm jedoch nur zwölf Stücke davon, dagegen verstattete es dem vor Begierde klappernden Studenten, von den Gold-

und Silberkörnern so viel zu nehmen, als er nur fortbringen könne. Kurt ließ sich das nicht zweimal sagen, griff hastig nach den Goldkörnern, und stopfte alle seine Taschen, selbst die steifen Stiefeln voll, und packte noch in das Taschentuch und in den Hutkopf, was nur hineingehen wollte. Außerdem erhielt er noch ein Kästchen von dem kleinen Männchen, was auch mit Goldkörnern angefüllt wurde. So wohlbeladen trat er den Rückweg auf die Oberwelt an. Sein Begleiter verließ ihn jedoch bald, gab ihm aber dafür zwei seiner Söhne mit, wovon der eine eine Leuchte, der andere aber das zwanzig Pfund schwere Kästchen trug.

Auf demselben Wege, auf welchem Kurt hingeführt war, wurde er auch zurückbegleitet, und durch das Gerüste, welches noch auf dem Wasser im Brunnen schwamm, wurden sie alle drei im Hui in die Höhe gehoben. Kurt trat herab von dem Gerüste, erhielt das Kästchen und ein freundliches Lebewohl von seinen Begleitern, welche darauf wieder in den Brunnen hinabsanken.

„Träume ich, oder wache ich!“ — rief Kurt aus, als er sich wieder mitten unter den Ruinen des Schlosses Plesse sah. „Wo war ich, was sah ich!“ — Bald aber überzeugte ihn die Menge des bei sich habenden Goldes und das Blitzen der edeln Steine, in denen sich die aufsteigende Sonne spiegelte, daß er nicht geträumt habe, daß alles reine Wirklichkeit sey. Seine Freude war grenzen-

los. Man denke sich einen armen Göttinger Studenten, der bis dahin kaum hundert Thaler jährlich zu verzehren hatte, und auf einmal zum Besiß von 20: bis 30000 Thalern kommt! Er sprang auf dem hohen Berge herum, klatschte in die Hände, und wußte gar nicht, was er gleich anfangen sollte. Nachdem sich der erste Kausch gesetzt hatte, ging er den Berg herab, und nach Göttingen zurück.

Gewiß erwarten viele Leser, daß sich diese Begebenheit nun ganz natürlich auflösen, daß alles erklärt, und das Wunderbare darin in sein Nichts zurückfallen werde. Aber mit nichten. Es ist wunderbar und bleibt es. Ich vermag es wenigstens nicht zu lösen. Hans Kurt erzählt zwar in dem oben angeführten Büchlein noch gar Vieles aus seinem fernern Leben, z. B. wie er die Goldkörner in Geld umgesezt, wie er dabei von den Göttinger Juden wacker betrogen worden, was er für die edeln Steine erhalten, wie er mit dem Gelde viel Gutes gethan, u. s. w.; aber von der wunderbaren Begebenheit selbst redet er gar nicht weiter. Er nimmt sie für eine ausgemacht wahre Begebenheit an, und überläßt jedem, davon zu glauben, was ihm beliebt.

* * *

Von dem Schlosse Plesse giebt es mehrere Abbildungen. Die älteste ist die, welche sich in Merians Topographie von Hessen, 1655. S. 112 befindet, wo es in

seinem völlig bewohnbaren Zustande dargestellt ist. Eine zweite ist das Titeltupfer zu Joachim Meyers Plessischen Ursprung und Denkwürdigkeiten, 1713. Auf dieser sieht man schon manches der Gebäude als Ruine dargestellt. Von Besemann in Göttingen erschien 1790 eine illuminierte Ansicht der Ruinen, und in dem 3ten Bändchen von Meiners kleinen Länder- und Reisebeschreibungen, 1801, — aus welchem auch vorstehende Geschichte und Beschreibung, letztere jedoch mehr aus eigener Ansicht, genommen ist, — sind zwei dergleichen. Die eine stellt sie aus der Ferne, die andere, welche eine Kopie der Besemannschen ist, ganz in der Nähe dar. Beide sind von Lütke radirt.

